

Entrümpelung:

Wie können wir nachhaltig leben?
Über ein neues Kooperationsprojekt
mit dem Staatstheater

Aktuelles S.3

Rehabilitierung:

Kein Monolith der Düsternis –
das Mittelalter war gar nicht so
mittelalterlich, wie viele meinen

Forschen S.5

Orientierung:

Erstmals an der Uni eingeführt –
und beliebt: Das Freiwillige
Wissenschaftliche Jahr

Studieren S.10



„Der Einsatz kann sich auszahlen“

Frontalunterricht war gestern: Massive Open Online Courses, kurz: MOOCs, verändern weltweit die Hochschullehre. Über Onlinekurse oder Vorlesungsmitschnitte gehen sie weit hinaus. Wie sinnvoll ist ihr Einsatz an deutschen Universitäten?

Von **CHRISTOPH BÖHRINGER**

Im Jahr 2011 boten die Informatiker Sebastian Thrun und Peter Norvig, beide Professoren in Stanford, einen Kurs zur künstlichen Intelligenz an. So weit, so normal. Einzigartig war allerdings die Art und Weise, wie sie ihren Kurs gestalteten: nicht als Präsenzseminar, nicht als Frontalvorlesung, sondern als das, was inzwischen als Massive Open Online Course (MOOC) reißiert – ein online angebotener Kurs, der weltweit interessierten Nutzern offen stand. Thrun und Norvig zielten eine bis dahin schier unglaubliche Reichweite. Mehr als 160.000 Menschen nahmen an ihrem Kurs teil.

Doch was sind MOOCs eigentlich genau? Keine schlichten abgefilmten Vorlesungen im Hörsaal, auch keine herkömmlichen Podcasts. Üblicherweise sind die Videosequenzen bei MOOCs nur sieben bis zwölf Minuten lang und zum Beispiel durch Quizze oder andere kurze Lerneinheiten unterbrochen. Es sind in kleinen Sequenzen gefilmte Videos im Studio, ohne Öffentlichkeit. Weitere wichtige Bestandteile von MOOCs sind ergänzende Kurslektüren, Übungsaufgaben, Aufsätze und schließlich Diskussions-

foren. Herkömmliche Online-Kurse von Universitäten oder Vorlesungs-Podcasts sind typischerweise nur für Studierende offen – nicht aber für alle bildungsspezifischen Hintergründe in allen Ländern.

MOOCs erschließen neue Zielgruppen

Neu an MOOCs ist außerdem – zumindest für einen Teil der Kurse –, dass Studierende und Dozenten intensiver miteinander kommunizieren können als noch bei herkömmlichen Fernkursen über Radio, Video oder das Internet. Möglich macht das eine eigene Software, die im Kontext der neu entwickelten MOOC-Plattformen weiterentwickelt wurde. Sicher tragen auch verbesserte Internetverbindungen für immer mehr Menschen weltweit das ihre dazu bei.

Die besten Hochschulen der Welt – neben Stanford auch Harvard oder Massachusetts Institute of Technology (MIT) – haben seit dem Kurs von Thrun und Norvig MOOCs eingesetzt. In Deutschland ist die Verbreitung noch gering. Allerdings diskutieren

hier seit 2013 die Experten kontrovers um die Chancen und Risiken von MOOCs. Vieles ist noch ungeklärt, was ihren konkreten Einsatz betrifft. Zum Beispiel die Frage, wie sich MOOCs in einem regulären Hochschulstudium anrechnen lassen. Nur sehr wenige Hochschulen räumen bislang die Möglichkeit ein, externe MOOCs als Studienleistung anzuerkennen. Dabei könnte ein gezielter Einbezug externer MOOCs große Chancen eröffnen, gerade für kleinere Hochschulen oder Fächer. Zudem könnten MOOCs erweiterte Möglichkeiten für ein Studium Generale schaffen oder in kleineren Fächern das hochschulinterne Lehrangebot erweitern – und so die Qualität der Ausbildung erhöhen.

Wie auch immer die Frage gelöst werden wird, ob und wie sich mit MOOCs Einnahmen generieren lassen – für Hochschulen könnte sich der Einsatz von hochwertigen, weltweit abgerufenen MOOCs allein wegen des hohen Verbreitungsgrades, des Erschließens neuer Zielgruppen und der damit verbundenen hohen Reputationseffekte auszahlen. Außerdem schaffen MOOCs neue Anreize

für Qualitätsverbesserungen in der Lehre – durch das Konzept der Flipped Classrooms kann die Diskussionskultur gestärkt werden. Der Einsatz von MOOCs, beispielsweise zum Erlernen von Standardinhalten, schafft aber auch Freiräume für mehr forschungsnahe Lehre. Nur dürfen MOOCs nicht zum Vorwand genommen werden, um Budgets für die Lehre zu kürzen.

Auch für Studierende können MOOCs sinnvoll sein. Denn sie bieten mehr zeitliche Flexibilität – das Studium ist mit beruflichen Tätigkeiten oder Kinderbetreuung besser vereinbar. Und Studieninteressierte? Sie können durch MOOCs schon vor dem Studium einen Einblick in das Fach bekommen und so besser informiert ihre Bildungsentscheidungen treffen. Etwa ein Drittel der Studienanfänger im Bachelor schließen an deutschen Hochschulen ihr Studium nicht ab. Wir brauchen also innovative Wege, um teure „Fehlstarts“ im Bildungssystem mit möglichen langfristigen psychologischen Folgen zu vermeiden.

Gerade deutsche Hochschulen mit ihrem starken Fokus auf Frontalunterricht werden sich anpassen müssen,

wenn sie ihre zunehmend mobilen Studierenden nicht verlieren wollen. Sicher ist nicht für jede Hochschule die Produktion eigener MOOCs sinnvoll. Es sollten sich aber nicht nur wie bisher einige wenige, sondern alle Hochschulen intensiv mit neuen Modellen der Kombination von MOOCs und anderen Lernformen beschäftigen.

Prof. Dr. Christoph Böhringer ist Hochschullehrer für Wirtschaftspolitik und Mitglied der von der Bundesregierung eingerichteten Expertenkommission für Forschung und Innovation (EFI). Sein Beitrag fasst das Kapitel „MOOCs als Innovationen im Bildungsbereich“ aus dem Jahresgutachten der Expertenkommission zusammen. MOOCs sind auch Thema des Symposiums „Welchen Bildungsauftrag hat die Universität?“ am 19. Mai in Hannover.

➔ www.e-fi.de

Jahresgutachten:



Wenn Sprachen aufeinander treffen

Die Menschen in der zentralen Ukraine sprechen oft ein russisch-ukrainisches Sprachengemisch. Slawist Gerd Hentschel untersucht derzeit das Phänomen vor Ort – und bekommt dabei auch die Auswirkungen der politischen Krise zu spüren

Die Krim war doch schon immer russisch“. So hat es Gerd Hentschel jüngst von einer Slawistik-Studentin des ersten Semesters gehört. Dieser Satz hinkt historisch: Die Krim wurde erst Ende des 18. Jahrhunderts Teil des Russischen Zarenreiches. Und dass die Bevölkerungsgruppe mit russischer Nationalität heute die größte auf der Krim darstellt, ist ein Ergebnis der Vertreibung der Krimtataren – als ursprünglich größte Gruppe nach dem Zweiten Weltkrieg. Darauf hat Hentschel dann hingewiesen, durchaus mit Verständnis für den Irrtum: „Im Grunde können es die jungen Leute besonders aus dem Osten gar nicht anders wissen.“

Eine differenzierte Sicht ist das, was Slawist Gerd Hentschel derzeit in seinem aktuellen Forschungsprojekt zur Ukraine anstrebt (*UNI-INFO berichtet zum Auftakt im Juli vergangenen Jahres*). Sein Untersuchungsgegenstand sind die Sprachen, in denen sich die Menschen in der weiten zentralen Ukraine im Alltag austauschen: Oft kein reines Ukrainisch und oft auch kein reines Russisch, sondern vielfach eine Mischform aus beiden Sprachen.

„Surzhyk“ heißt dieses Idiom, was übersetzt so viel wie „minderwertiges Mehl oder Brot“ bedeutet. Der abwertende Beiklang kommt nicht von ungefähr. Traditionell gilt das Phänomen bei einer national gesinnten

Intelligenz als „verunreinigtes“ Ukrainisch. In sprachlichen Kartografien des Landes ist der in weiten Teilen der Ukraine täglich von Millionen gesprochene Surzhyk so etwas wie ein blinder Fleck – dort finden nur Ukrainisch und Russisch Beachtung. Doch viele verwenden alle drei, „Sprachen“ – in unterschiedlichen Situationen. Hentschel versucht dies sprachsoziologisch und auch soziolinguistisch zu erhellen. Breite empirische Erhebungen sollen an die Stelle bisheriger unsystematischer Beobachtungen zum Surzhyk treten.

1.400

Menschen haben die Sprachforscher in der zentralen Ukraine befragt

Die Frage, was passiert, wenn Sprachen aufeinander treffen, hat den Forscher schon immer interessiert. „In solchen Kontakten entsteht etwas Neues.“ So hat Hentschel bereits in einem früheren Großprojekt eine sprachliche Mischform untersucht: die in Weißrussland gesprochene „Trasjan-ka“, eine Vermengung des Weißrussischen und Russischen. Diese Misch-

formen seien weitgehend Verschnitte aus Dialekten und der dominierenden Standardsprache, sagt Hentschel, so wie wir sie ähnlich in vielen süddeutschen Städten kennen. „Dominant war aber in Weißrussland und der Ukraine sowohl zur Zaren- als auch zur Sowjetzeit die russische Standardsprache, und nicht die weißrussische beziehungsweise ukrainische“.

Nach der Unabhängigkeit der Ukraine im Jahr 1991 wurde das Ukrainische alleinige Staatssprache – das Russische hatte in vielen Teilen des post-sowjetischen Landes nur noch den rechtlichen Status einer Minderheitensprache. Dennoch ist das Russische noch heute überaus präsent. „Gute Kenntnisse des Russischen scheinen sich gegenwärtig unter jüngeren Sprechern sogar auszuweiten, außer im ganz überwiegend ukrainischsprachigen Westen in und rund um Lemberg.“ Aber auch gute Kenntnisse des Ukrainischen weiteten sich aus, was kein Paradoxon sei, sondern von gesteigerter Zweisprachigkeit auf gutem Niveau zeuge. Ohnehin sei die westeuropäische Wahrnehmung der Ukraine – hier der „russische“ Süden und Osten, dort der „ukrainische“ Westen – zu undifferenziert. „Das wird der Situation im Lande nicht gerecht.“ Nur der äußerste Osten, das sogenannte Donbas-Gebiet, sei wie die Krim recht eindeutig auf das Russische ausgerichtet. Und nur der äußerste Westen,

der Großraum um Lemberg, eindeutig auf das Ukrainische. „Der sehr große Raum zwischen diesen Arealen ist nicht eindeutig.“

Und in diesem Raum ließ Hentschel rund 1.400 Menschen zu ihrer sprachlichen Orientierung und ihren Spracheinstellungen befragen. 150 von ihnen werden eingehender interviewt: Diejenigen, die sich frei bekennen, den stigmatisierten Surzhyk regelmäßig zu sprechen. „Für die Gruppe der bekennenden Surzhyk-Sprecher sollen die Antworten in offenen Interviews mitgeschnitten werden, zur sprachlichen Analyse. Das heißt, die Interviewer müssen selbst ungezwungen Surzhyk sprechen, um die Befragten so zum Reden zu bringen, wie sie im Alltag sprechen.“ Viele hatten sich zur Teilnahme an diesen zeitaufwendigeren Gesprächen bereit erklärt – und viele haben dann doch wieder abgesagt. „Es gibt immer eine gewisse Absprungrate. Aber hier war sie überraschend hoch.“

Ihre Bereitschaft erklärt hatten diese Personen zu einem Zeitpunkt, als die russische Vereinnahmung der Krim bereits vollzogen war – aber noch vor den blutigen Auseinandersetzungen im Donbas-Gebiet. „Es ist wahrscheinlich, dass viele unter dem Eindruck dieser Kämpfe abgesagt haben, zumal die Moskauer Regierung einen vermeintlichen Sprachenkonflikt beziehungsweise die Verfolgung von

Russischsprachigen in der Ukraine nach dem Euromajdan als einen der Gründe ihres Handelns vorgeschoben hatte.“

Daraus resultiere offenbar eine sprachliche Sensibilisierung einiger Menschen: „Das drückte sich auch darin aus, dass viele versuchten, gekünstelt sauber Ukrainisch zu sprechen und die russischen Beimischungen des Surzhyks zu vermeiden.“ Viele Ukrainer seien durch die Ereignisse im Donbas „ukrainischer“ geworden. So seien einige Interviews nicht verwertbar. Zwei Drittel der nötigen Menge habe man für eine sichere empirische Auswertung nun aber zusammen. Das restliche Drittel werde derzeit eingeholt.

Allerdings deute nichts in den Daten auf einen breiten, tieferen Sprachenkonflikt in der Bevölkerung hin. „Die Frage der sprachlichen Orientierung – also ob jemand im Alltag hauptsächlich Russisch, Ukrainisch oder Surzhyk verwendet, hat bei sehr vielen Menschen nichts mit der nationalen Identität zu tun.“ Insbesondere könne man, wenn jemand primär russisch spreche, nicht darauf schließen, dass er sich auch zur russischen Identität bekenne. So gelte Kiew heute noch als „russischsprachiges Lemberg“. Bis zum Herbst rechnet Hentschel mit dem Abschluss der Datensammlung. Dann folgt die umfassende Analyse. (me)

Das Leben entrümpeln und Theater spielen lernen

„Postkollaps – Gemeinsam weniger erreichen“ – unter diesem Motto startet ein großes Kooperationsprojekt zwischen der Universität und dem Oldenburgischen Staatstheater. Die Ausgangsfrage: Wie können wir nachhaltig leben?



Kommunizieren statt konsumieren – die Macher des Postkollaps-Projekts (v.l.): Niko Paech, Katharina Dutz, Marc-Oliver Krampe und Maja Bergmann.

Foto: Daniel Schmidt

So kann es nicht mehr weitergehen. Am Wochenende nach London jetteten zum Einkaufen. Die CO₂-Bilanz in die Höhe treiben. Konsum, Konsum, Konsum. Dem aktuellen Smartphone hinterherrechnen und trotzdem nicht glücklich sein. Fast jeder weiß, dass solch ein Lebensstil Ressourcen vergeudet und auf Kosten der Umwelt und Gesundheit geht. Und trotzdem führen wir so ein Leben. Wie kann es gelingen, einen nachhaltigen Lebensstil umzusetzen?

Mit solchen Fragen beschäftigt sich der Postwachstumsökonom Prof. Dr. Niko Paech seit Jahren. Jetzt hat er gemeinsam mit Dr. Katharina Dutz (Technische Bildung), Maja Bergmann (Produktion und Umwelt) und dem Oldenburgischen Staatstheater eine Kooperation ins Leben gerufen: In dem Projekt „Postkollaps – Gemeinsam weniger erreichen“ erarbeiten Wissenschaftler und Künstler gemeinsam Konzepte und Kunstaktionen zu einem nachhaltigen Leben. So entsteht eine sozio-theatrale Feldforschung als künstlerisches Experiment. Dabei gilt: Kommunizieren statt konsumieren. Tauschen statt kaufen. Helfen statt horten.

UNI-INFO: Wie denn?

EIS: Ich finde es durchaus sinnvoll, dass Schülerparlamente oder Jugendbeiräte eingerichtet werden. Aber es muss den Schülern klar sein, was da wirklich entschieden werden darf und wie weit die Macht reicht. Das muss transparent und kritisierbar sein. Ansonsten sind solche Einrichtungen eher eine Instrumentalisierung und Vortäuschung von Partizipation, was zu umso größerer Frustration führen kann. Dann nämlich, wenn die Schüler merken, dass ihre Stimme eigentlich nichts zählt, wenn es wirklich darauf ankommt. Auch dies kann eine wichtige Erkenntnis sein und Anlass zum politischen Handeln geben, zum Einfordern von mehr Selbst- und Mitbestimmungsmöglichkeiten.

Interview: Tobias Kolb

Sozio-theatrale Feldforschung

Dass die Postwachstumsökonomie ihren Weg ins Theater findet, das ist für Paech nur konsequent: „Ich habe mich in den vergangenen ein- einhalb Jahrzehnten ausführlich mit

der Nachhaltigkeitskommunikation beschäftigt und überlegt, wie es gelingen kann, postwachstumstaugliche Lebensstile und Versorgungsmuster zu verbreiten.“ Auf der Suche, wie man diese beibehalten und emotional erfahrbar machen könne, sei Kunst der letzte verbleibende Ausweg. Und Marc-Oliver Krampe, leitender Schauspieler am Oldenburgischen Staatstheater, ergänzt: „Theater muss immer in die Realität eingreifen. Und durch die Auseinandersetzung mit Nachhaltigkeit und Postwachstum haben wir die Chance, verschiedene Zukunftsentwürfe, verschiedene Visionen und Utopien auszuprobieren.“

Nukleus der Zusammenarbeit zwischen Universität und Staatstheater ist das Oldenburgische Repair-Café, das in der Probebühne des Staatstheaters stattfindet. Mitten in der Fußgängerzone, also direkt beim Bürger. Interessierte haben dann bei Kaffee und – oftmals veganem – Kuchen die Möglichkeit, defekte Gegenstände zu reparieren. Ein ehrenamtliches Team aus sogenannten „Reparateuren“ unterstützt dabei mit Rat, Tat und fachkundiger Anleitung. Und seit Kurzem sind die Schauspieler des Staatstheaters mit von der Partie.

In Workshops und Vorträgen erarbeiten Paech, Dutz und Bergmann gemeinsam mit den Schauspielern, wie sie Postwachstum und Nachhaltigkeit theatralisch umsetzen können. „Die Schauspieler begeben sich gemeinsam mit den Wissenschaftlern auf eine Forschungsreise, auf die sie sich mit

Leib und Seele einlassen und aus der sie heraus ihre Möglichkeiten entwickeln, sich in das „Postkollaps-Projekt“ einzubringen“, erklärt Krampe die Arbeitsweise. Sei es als Experten für Sprechen, Singen, Bewegen, Vorlesen und Spielen oder durch Performances.

Amt für materielle Abrüstung

Ein erstes Ergebnis dieser Arbeit: „Das Amt für materielle Abrüstung“. In einer Performance hinterfragen die Schauspieler das Konsumverhalten der Repair-Café-Besucher und fordern sie auf, ihr Leben zu entrümpeln, überflüssige Konsumgüter zu entsorgen. Und wenn nötig, dann überweisen sie die Teilnehmer – als Teil der Performance – zu einer kühlen psychologischen Beratung.

„Die Kommunikationskultur hat sich verändert, seit die Schauspieler mit dabei sind und sich ins Repair-Café einbringen“, berichtet Dutz. Früher sei es vorgekommen, dass Leute mit dem Impetus ins Café kamen, man möge doch jetzt bitteschön ihr kaputtes Gerät reparieren – mehr so nach dem Motto „Geiz ist geil“. Zudem entdeckte eine ganz neue Teilnehmergruppe das Repair-Café: Stammgäste des Staatstheaters, die sich informieren wollen, was es mit dem „Postkollaps-Projekt“ auf sich habe. Die Schauspieler kommen mit den Leuten ins Gespräch, tragen dazu bei, dass diese plötzlich ihren Lebensstil hinterfragen und sich mit Postwachstum und Nachhaltigkeit

auseinandersetzen.

Repair-Café und „Amt für Materielle Abrüstung“ – die Kooperation mit dem Staatstheater wird permanent ausgebaut. Vorlesungen zur Postwachstumsökonomie oder der Performance-Parcours „Utopoly – ein Spiel mit möglichen Welten“ sind in Planung. In der kommenden Spielzeit stellt Krampe gemeinsam mit der Performancegruppe „Frl. Wunder AG“ ein Theaterstück zum Thema „Burn-Out“ auf die Beine – mit Oldenburgern. Der Bürgertheater-Projekt möchte er auch gerne ans Repair-Café andocken: „Im Repair-Café lernen die Leute wie man Messer schleift. Dann spricht auch nichts dagegen, dass sie dort lernen, wie man Theater spielt“, so Krampe.

In der Zwischenzeit entwickeln Dutz und Bergmann Konzepte, wie sich Schüler für das Repair-Café begeistern lassen. Und wenn es nach ihm ginge, dann könne sich Paech auch vorstellen, eine alternative Industrie- und Handelskammer zu gründen: Oldenburg als Hotspot der Postwachstumsökonomie – sozusagen. Zudem soll die Kooperation mit dem Staatstheater wissenschaftlich begleitet und analysiert werden. „Wir wollen Effekte, die während des Projektes auftreten, dokumentieren und schauen, wie die gemeinsamen Aktionen mit dem Staatstheater weiter ausgebaut werden können, um postwachstumstaugliche Lebensstile besser verbreiten zu können“, so Paech. (tk)

KURZ GEMELDET

Lange Nacht der Musik
Neue Klangwelten eröffnen will das Netzwerk Neue Musik Nordwest – klangpol – auch in diesem Jahr mit der Langen Nacht der Musik. Das Kurzfestival verwandelt am Sonnabend, 20. Juni, die Oldenburger Peterstraße abends in eine Freiluftbühne, die zum Hören und Flanieren, Verweilen und Entdecken einladen soll. Etwa 50 Konzerte sind geplant, die die ganze Bandbreite zeitgenössischer Musik widerspiegeln, unter anderem mit „Lauter Blech“, dem „Rothenburger Lautsprecherorchester“, Solisten des „oh ton-ensembles“, der „blue-screen-Band“ und „KLANK“. Die Universität beteiligt sich unter anderem mit Videokunst am Rahmenprogramm: Musikdozentin Christiane Abt erarbeitet vorab mit Studierenden und Grundschulern die Visualisierung von Klängen und Experimente zur Instrumentenkunde, die zum Mitmachen einladen. Sie ist auch Mitglied des Klavier-Ensembles „Tastissimo“, das im Verlauf des Abends ebenso auftritt wie Percussion-Gruppen von Musikdozent Axel Fries. Das Institut für Musik ist Netzwerkpartner von klangpol.

➔ www.klangpol.de

Den Wissensdurst stillen
Unterfordert und gelangweilt im Schulunterricht – für einige Schüler ist das tägliche Realität. Eine neue Herausforderung bietet ihnen ein Frühstudium an der Universität. Frühstudierende nehmen an regulären Lehrveranstaltungen teil und lernen den Uni-Alltag kennen. Erfolgreich erbrachte Studienleistungen lassen sich in einem zukünftigen Studium anrechnen. Schulen können begabte Schüler bis Mittwoch, 15. Juli, für das Frühstudium vorschlagen. Fachvertreter der Universität führen mit ihnen ein Auswahlgespräch. Ausschlaggebend für die Auswahl sind Schulnoten, Engagement oder die erfolgreiche Teilnahme an Wettbewerben.

➔ www.studium.uni-oldenburg.de/fruehstudium

Die Letzten ihrer Art
Die Vielfalt unserer heimischen Pflanzenwelt ist bedroht. Viele selten gewordene Arten können Interessierte bald in einer Ausstellung im Botanischen Garten der Universität wachsen sehen: Die Gemeinschaftsausstellung des Verbands der Botanischen Gärten in Deutschland wird am Mittwoch, 17. Juni, 19.00 Uhr, eröffnet. Großformatige Poster zeigen die Gründe für die Bedrohung der Pflanzen ebenso wie Konsequenzen ihres möglichen Aussterbens. Im Vordergrund stehen dabei die Aktivitäten für den Erhalt seltener Wildpflanzen. Das Ausstellungsthema „Die Letzten ihrer Art“ bestimmt auch den großen Schautag des Botanischen Gartens am Sonntag, 21. Juni. Den Schlusspunkt der Ausstellung bildet eine Führung mit Direktor Prof. Dr. Dirk Albach am 4. Oktober.

➔ www.uni-oldenburg.de/botgarten

Theorie der Gerechtigkeit gesucht

Wie kann man Ressourcen in einer Gesellschaft gerecht verteilen? Philosoph Mark Siebel und Politologe Markus Tepe untersuchen diese Frage in einer DFG-Forscherguppe – mit Laborexperimenten



Arbeiten in der DFG-Forscherguppe gemeinsam mit Wissenschaftlern aus Hamburg, Bremen und Wien: Philosoph Mark Siebel (l.) und Politikwissenschaftler Markus Tepe.

Foto: Markus Hibbeler

UNI-INFO: „Bedarfsgerechtigkeit und Verteilungsprozeduren“ – so heißt die Forschergruppe, der Sie beide angehören. Welches wissenschaftliche Interesse steht dahinter?

SIEBEL: Ziel ist eine Theorie der Gerechtigkeit. Wir sehen uns empirisch an, wie einzelne Personen Verteilungen als gerecht beurteilen, wie sie bestimmte Bedarfe anerkennen oder nicht. Aber was am Ende herauskommen soll, ist eine normative Theorie, die sagt, wie man die begrenzten Ressourcen in einer Gesellschaft verteilen sollte und wie nicht.

UNI-INFO: Also geht es auch um Handlungsanweisungen etwa für Politik und Gesellschaft?

SIEBEL: Letztlich ja. Diese normative Frage ist für mich als Philosoph jedenfalls die spannendere – während die Sozialwissenschaftler wohl eher den Fokus auf die empirische Fundierung legen.

TEPE: In der Tat. Und diese Interdisziplinarität, mit der der Gerechtigkeitsbegriff – speziell die Bedarfsgerechtigkeit – angegangen wird, ist das Besondere an dieser Forschergruppe. Zum anderen ist sie methodologisch innovativ, da sie das Ganze laborexperimentell untersucht. Diese Arbeitsweise mit Laborexperimenten ist für die Sozialwissenschaften immer noch relativ neu.

SIEBEL: ... und für die beteiligten Philosophen ist das etwas komplett Neues. Wir sitzen ja sonst eher zuhause im Lehnstuhl und denken über die Welt nach (*beide lachen*). Dabei ist die Empirie auch für Philosophen wichtig. Es nützt ja nichts, wenn man eine hochabstrakte Theorie formuliert, und hinterher kann einem keiner darin folgen. Für eine Theorie, die etwas bewirken

kann, muss man sich anschauen, wie Menschen denken.

UNI-INFO: Ihre Gruppe steht am Anfang. Haben Sie schon Vermutungen, welche Faktoren beeinflussen, ob wir eine Verteilung oder Umverteilung als gerecht wahrnehmen?

SIEBEL: Wir haben zwei Kernthesen, die wir überprüfen wollen: die Transparenz- und die Expertenhypothese. Die Expertenhypothese bildet den Hintergrund für die beiden Oldenburger Teilprojekte. Sie besagt, dass Verteilungen eher als gerecht gelten, wenn Expertise dahintersteht – wenn also beispielsweise nicht die jeweiligen Personen selber, sondern Experten die Bedarfe identifizieren. Andere Projekte behandeln die Transparenzhypothese, die besagt, dass Verteilungen nach transparenten Prinzipien eher anerkannt werden.

„Interdisziplinarität ist das Besondere“

TEPE: In dem Teilprojekt, das ich mit betreuen darf, geht es zum Beispiel um die Frage, wie sich Menschen für einen umverteilenden Steuersatz entscheiden. In welcher Intensität verteilen sie um, und unter welchen Bedingungen ist das gesellschaftlich akzeptiert? Auch stellt sich die Frage, wer ist in einer solchen Entscheidungssituation ein Experte? Jemand, der über Wissen verfügt? Oder jemand, der als moralische Instanz gilt?

UNI-INFO: Und worum geht es in Ihrem Teilprojekt, Herr Siebel?

SIEBEL: Es geht darum, wie man Gerechtigkeitsurteile messen kann. Man hat eine bestimmte Menge eines Gutes und Empfänger, die etwas davon bekommen sollen, aber unterschiedliche

Bedarfe haben. Die Frage ist dann zum einen, wie gerecht die Zuteilungen an einzelne Personen sind, und zum anderen, wie gerecht die Gesamtverteilung ist. Wir schauen dabei auch, ob es bei besserer Informationsgrundlage der urteilenden Personen eher einen Konsens gibt.

UNI-INFO: Und wie laufen die Laborexperimente ab?

SIEBEL: In meinem Teilprojekt erzählen wir kleine Geschichten, und dann sollen die Leute ihr Urteil dazu abgeben. Dabei verzichten wir bewusst auf finanzielle Anreize, denn wir wollen nicht, dass diese die reinen Gerechtigkeitsurteile stören.

TEPE: Bei den Experimenten am Institut für Sozialwissenschaften gehen wir hingegen davon aus, dass das Setzen finanzieller Anreize in einer anonymisierten Entscheidungssituation es ermöglicht, tatsächliches Verhalten zu beobachten – im Gegensatz zu den etwa in Umfragen geäußerten Präferenzen, die aufgrund sozialer Erwünschtheit abweichen könnten.

UNI-INFO: Sind die Szenarien, die Sie für Ihre Laborexperimente aufstellen, konkret auf Ihr Forschungsthema bezogen oder stark abstrahiert? Haben sie um, und unter welchen Bedingungen ist das gesellschaftlich akzeptiert?

SIEBEL: Durchaus. Ein Beispiel wäre die Verteilung einer begrenzten Menge an Zitronen, um gegebene Vitamin-C-Bedarfe zu decken – und die Frage, welche Zitronen-Verteilung als gerecht gilt.

TEPE: Wir werden im Gegenteil auf Begriffe wie „gerecht“ bewusst verzichten, um das Ganze nicht normativ aufzuladen. Bei uns kann sich eine zum Beispiel fünfköpfige Gruppe anfangs mit einer bestimmten Tätigkeit

ein Einkommen erspielen – je nach Arbeitseinsatz. Danach entscheiden die Probanden über einen umverteilenden Steuersatz. Das, was nach ihrem Votum an Steuern im gemeinsamen Topfland, wird weiter verteilt. Dabei wollen wir auch untersuchen, wie die Teilnehmer etwa ein gewisses Grundeinkommen bewerten.

Zitronen als Messgröße für Gerechtigkeit

UNI-INFO: Wie könnte denn perspektivisch eine von Ihnen mitentwickelte Theorie künftig unseren Sozialstaat und seinen Umverteilungsmechanismus verändern?

TEPE: Eine berechnete Frage – wir wollen ja keine selbstreferenzielle Community von Laborforschern sein. Es geht um die Anerkennung von Bedarf, um sozialpolitische Fragen etwa nach einem Mindesteinkommen. Und wir gehen nicht nur der normativen Frage nach, wie sollte es sein, sondern auch der empirischen Frage, wie sich die Menschen verhalten. Inwieweit die Experimente übertragbar sind auf die Gesellschaft, mag einzuklämmern sein. Aber wenn das gelingt, würde ich mich schon sehr freuen.

SIEBEL: Und wir schauen, wie Verteilungsprozeduren laufen: Welches Maß an Information bekommen die Entscheidungsträger und die Personen, über die entschieden wird – und welche Vorgehensweisen sind gesellschaftlich akzeptiert? Manche Dinge lassen sich vielleicht nicht flächendeckend umsetzen – etwa weil es zu lange dauern könnte, bis wirklich alle Menschen bestimmte Informationen haben – aber andere Dinge sehr wohl.

Interview: Deike Stolz

KURZ GEMELDET

Predigten in St. Lamberti

Die Universitätspredigten in der Oldenburger Lambertikirche verbinden die persönliche Perspektive eines Wissenschaftlers mit der Aufgabe, das Evangelium zu verkündigen. Im Sommersemester treten der Nachhaltigkeitsforscher Prof. Dr. Niko Paech und der Philosoph Prof. Dr. Matthias Bormuth auf die Kanzel. Paech predigt am Sonntag, 17. Mai, über den Auftrag aus dem Schöpfungsbericht, nach dem die Menschen fruchtbar sein, sich die Erde untertan machen und über „alles Getier“ herrschen sollen (1. Mose 1,28) – und formuliert dazu die kritische Frage: „Hat Gott gewollt, dass die Menschen die Erde ausplündern?“ Bormuth predigt am Sonntag, 12. Juli, über den Bibelvers „Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland“ (Jesaja 45,15). Er verbindet das Thema der Verborgenheit Gottes mit philosophischen Fragen der Neuzeit. Die Gottesdienste beginnen jeweils um 10.00 Uhr mit anschließendem Kirchenkaffee.

Glanz und Gloria

Die öffentliche Vortragsreihe „Pomp & Circumstance. Medien und Praktiken von Herrschaft in der Geschichte“ wird fortgesetzt. Die Wissenschaftler analysieren, inwiefern Herrschaft von Inszenierungen lebt – von „Pomp & Circumstance“, also im weiteren Sinne „Glanz und Gloria“. Dazu spricht der Frankfurter Historiker Prof. Dr. Hartmut Leppin am Mittwoch, 20. Mai, in der Lambertikirche über „Demut

und Macht. Die christlichen Kaiser der Spätantike“. Oberstudienrat Dr. André R. Köller aus Papenburg beschäftigt sich am Mittwoch, 3. Juni, im Schlauen Haus mit dem Thema „Komplizenschaft. Praktische Adels Herrschaft im spätmittelalterlichen Nordwesten“. Zum Abschluss ziehen die Veranstalter der Vortragsreihe – die Oldenburger Historiker Prof. Dr. Rudolf Holbach, Prof. Dr. Michael Sommer, Prof. Dr. Malte Thießen und Dr. Tobias Weger – im Schlauen Haus am Mittwoch, 17. Juni, Bilanz. Beginn ist jeweils um 19.00 Uhr.

➔ www.uni-oldenburg.de/geschichte

Verborgene Schätze

Einblick in die vielfältigen wissenschaftlichen Sammlungen der Universität gibt eine Ausstellung, die ab Donnerstag, 11. Juni, 18.00 Uhr, nacheinander im Glashaus des Botanischen Gartens, im Foyer der Unibibliothek (ab 8. Juli) sowie im Schlauen Haus zu sehen ist. Die Forschungsschätze umfassen etwa historische und zeitgenössische Kleidung und Textilien, Filme und Drehbücher aus der DDR, ein wirtschaftshistorisches Archiv zur Geld- und Bodenreform, Pflanzensammlungen oder Kulturen wichtiger Meeresbakterien. Ihre Zusammenschau spiegelt zugleich die Geschichte der Universität wider. Die von Dr. Oliver Schoenbeck (Unibibliothek) und Dr. Bernhard von Hagen (Botanischer Garten) kuratierte Ausstellung präsentiert die Sammlungen anhand exemplarischer Einzelstücke und jeweils begleitender Texte zu Umfang, Geschichte und Bedeutung.

Warum wir das Vergangene brauchen

Die Universität wird erfunden, der Gedanke von „Bildung“ entsteht: Das Mittelalter war nicht so mittelalterlich, wie viele meinen

Von **JOHANN KREUZER**

In den durch die Terroranschläge in Paris, in Kopenhagen, die Creueltaten des IS oder der Boko Haram angestoßenen Debatten ist die Warnung vor einem Rückfall in „das Mittelalter“ zu einem metaphorischen Standardelement geworden. Das Adjektiv „mittelalterlich“ steht dabei für schrecklich finstere Zeiten, die mangelhafterweise überwunden habe. Angesichts der gegenwärtigen Schrecken, denen man nicht anheimfallen will, ist das verständlich. Aber war das metaphorisch herangezogene Mittelalter so mittelalterlich, wie es die pejorative Verwendung des Adjektivs anzeigt? Das war es nicht.

Schon der Singular ist eine grobe Verzeichnung: „Das“ Mittelalter gibt es in der Epoche, die damit umschrieben wird, nicht. Auch wäre den in diesem Zeitraum – immerhin 1.000 Jahre, wenn man vom 5. bis zum 15. Jahrhundert zählt – Lebenden die Selbsteinschätzung, in einer aufkeimenden „Neuzeit“ hin zu überwindenden „mittleren“ Epoche zu leben, absonderlich vorgekommen.

„Das“ Mittelalter gibt es nicht

Die Schematisierung Antike-Mittelalter-Neuzeit entstand in Europa zu Legitimationszwecken: Auf einen guten Ursprung (Antike) folgt eine zu beklagende Verfallszeit, die es in der Rückbesinnung auf den Ursprung zu überwinden gelogten habe – womit die eigene Gegenwart als Ausgang aus einer „dunklen“ Zwischenzeit (in der „Mitte“, dem *medium aevus*) gerechtfertigt erscheint. Zudem ist die Einschätzung, beim Mittelalter handele es sich um einen monolithischen Block vorrationaler Düsternis, schon von seinem Beginn her unsachgemäß. Denn der setzt als höchst widerspruchsvoller Prozess der Aneignung verschiedener Sinnverständigungsvorgaben ein und sich entsprechend in divergierenden Entwicklungslinien wie

Entwicklungsbrüchen fort. Augustinus gegen Boethius zu Beginn – Abälard versus Bernhard v. Clairvaux später – die Hochscholastik und ihre Summierung bei Thomas v. Aquin im 13. Jahrhundert, dann Dante – schließlich im 14. Jahrhundert der Ursprung der Entwicklungen, die von Wilhelm v. Ockham aus zum neuzeitlichen Erkenntnis- wie Wissenschaftsverständnis führen: All das ist jenes „Mittelalter“, ohne das es Europa nicht gäbe und das mit Rationalität und Aufklärung gepaarte Vernunftverständnis erst recht nicht.

Nun soll man keine Epoche und keinen Kulturraum schönreden. Die Kreuzzüge im „Mittelalter“ sind mit ihren Creueltaten bis heute in der arabischen Welt ins kulturelle Gedächtnis eingebrannt. Ebenso die innereuropäischen Kreuzzüge, verbunden mit Judenpogromen, die seit dem 12. Jahrhundert das christliche Europa epidemisch durchschütteln. Die Wunden, die diese innerimperialen Feinderklärungen geschlagen und hinterlassen haben, gehören zum kulturellen Gedächtnis „Europa“ (oder sollten zu ihm gehören).

Freilich: Das Dunkel und die Grausamkeiten, die man mit der Verwendung des Adjektivs „mittelalterlich“ evoziert – die Schrecken der Inquisition ab 1500, die wenig später einsetzenden Exzesse der Hexenverfolgungen, der Missbrauch des Adjektivs „göttlich“ zur Maskierung von Unterdrückung und Willkür: All das, wie auch der Dreißigjährige Krieg, sind, schaut man auf die Datierung genauer hin, nachmittelalterliche Daten. Offenkundig sitzt die Furcht vor dem Rückfall in antizivilisatorische Gewalt so tief, dass die erlebten Desaster der Vernunft in eine Zeit „davor“ zurückprojiziert werden.

Auf die Frage, was man gegen den Rückfall in antizivilisatorische Gewalt tun kann, ist die beste Antwort aus dieser Zeit davor – der Vorneuzeit des Mittelalters – die Institution, in der sich der „Geist“ dieser

Epoche vielleicht am sinnfälligsten zeigt. Das ist die Universität. Sie wird im Mittelalter erfunden: 1088 Bologna, 1150 Oxford, 1209 Cambridge, 1215 Paris (Sorbonne), 1222 Padua, 1240 Siena, 1303 Rom (La sapienza), 1348 Prag, 1365 Wien usw. – alles Gründungsdaten, in denen sich zugleich etwas zeitversetzt spiegelt, dass seit dem 11./12. Jahrhundert die Städte Zentren gesellschaftlicher Verständigung werden. Was hier als Standard erreicht wird, zeigt sich auch an einer Wortneubildung aus dem 14. Jahrhundert: Ab da gibt es das Wort „Bildung“ und mit ihm den lebensgeschichtlichen Anspruch, für den es steht.

Gespräch zwischen den Kulturen

Angesichts der „Überwindung“ von Bildung durch technisch steuerbare Kompetenzen wie der Aushöhlung der Universität als eines Ortes der freien universitas studiorum kann man daran nur erinnern. Tut man das, so wird einem eine mittelalterliche Errungenschaft präsent. Das mag verdeutlichen, dass zivilisatorische Standards keine Besitzstände, sondern jederzeit bedroht wie gefährdet sind. Sie gründen im Bewusstsein von Nöten: Man sollte sie sich präsent machen, gerade wenn sie vergangen erscheinen. Ohne diese intrakulturelle Fertigkeit dürfte das Gespräch zwischen den Kulturen und den religiösen Fermenten, von denen sie jeweils imprägniert sind, nicht gut möglich sein. Deshalb – nicht im Sinne eines „zurück zu“ – braucht es die Präsenz des Vergangenen.

Prof. Dr. Johann Kreuzer ist Hochschullehrer für Philosophie.

Langfassung des Beitrags unter:

➔ www.uni-oldenburg.de/mittelalter

KURZ GEMELDET

Veranstaltungsreihe

Welche geistesgeschichtlichen Folgen hatte die Reformation? Diese Frage behandelt die Veranstaltungsreihe „Religion und Philosophie in Deutschland – Porträts von Luther bis Heine“ als Teil des Projekts „Freiheitsraum Reformation“. Der nächste Termin: Am 26. Mai, 19.30 Uhr, trägt Regisseur Grigorij H. von Leitis Textcollagen von Heinrich Heine vor. Michael Lahr (Transatlantische Kulturaustauschorganisation Elysium – Between Two Continents) führt thematisch ein. Alle Termine:

➔ www.karl-jaspers-gesellschaft.de/aktuelles

Preiswürdige Anpassung

Unternehmerische Innovationen zur Anpassung an den Klimawandel kürt das von der Universität geleitete „Netzwerk Innovation & Gründung im Klimawandel“ (NIK) in dem Wettbewerb „KlimaInnovationen“. Die Preisverleihung findet am Montag, 1. Juni, 17.00 Uhr, in der Handelskammer Bremen statt. Den mit 5.000 Euro dotierten Preis für kleine und mittelständische Unternehmen vergibt die Metropolregion Nordwest, den mit 3.000 Euro dotierten Preis für Start-Ups die EWE AG. Anmeldungen bis 20. Mai unter:

➔ www.n-i-k.net

Lehrerpersönlichkeit

Welche Persönlichkeitsmerkmale sollte ein erfolgreicher Lehrer mitbringen? Mit dieser Frage beschäftigt sich der renommierte Psychologe und Pädagoge Prof. Dr. Johannes Mayr in seinem Vortrag „Lehrerpersönlichkeit – zwischen wünschenswerter Vielfalt und notwendiger Kompetenz“ am Donnerstag, 4. Juni, 16.00 Uhr, an der Universität Oldenburg (Campus Haarentor, Hörsaalzentrum A 14, Hörsaal 1). Mayr erläutert theoretische Konzepte und empirische Befunde zur Persönlichkeitsbildung und verzahnt diese mit aktuellen Trends in der Lehrerbildung.

Wechloy wächst

Über 109.000 Quadratmeter Nutzfläche verfügt die Universität. Das klingt viel, ist es aber nicht: Derzeit hat die Universität, verteilt auf alle Fakultäten, ein Flächendefizit von knapp 9.000 Quadratmetern – trotz der vier neuen Gebäude, die derzeit auf dem Campus Wechloy entstehen oder schon entstanden sind. Experimentierhörsaal, NeSSy, WindLab und EMS-Erweiterungsbau: Hier stellen wir Ihnen die neuen Möglichkeiten für Forschung und Lehre vor.

Lesen Sie in der nächsten UNI-INFO Ausgabe mehr zum Thema Bauen auf dem Campus und zur Raumsituation der Universität.

Forschungsbau NeSSy

Seit unserem Start 1993 in Oldenburg haben meine Kolleginnen und Kollegen und ich davon geträumt, Hörakustik-Labors und moderne neuropsychologische Messverfahren unter einem Dach zusammenzubringen, um auch objektiv messen zu können, was beim Hören oder bei anderen Sinneswahrnehmungen in unserem Kopf passiert. Außerdem wollten wir als Abteilung räumlich zusammensitzen. Seit der erfolgreichen Antragsstellung 2008 und trotz vieler Verzögerungen und Rückschläge wurde dieses Jahr der Traum endlich Realität: Auf 2.000 Quadratmetern bietet NeSSy circa 80 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus dem Exzellenzcluster Hearing4all und der Schnittstelle zwischen den Forschungszentren Neurosensorik und Sicherheitskritische Systeme beste Arbeitsbedingungen. Neben besonders akustisch präparierten Hör- und Akustiklabors, einem Magneten-

zephalographen, einem funktionellen Kernspin und einem Labor zur virtuellen Realität stehen auch ein kleines Konferenzzentrum und Arbeitsräume zur Verfügung.



Prof. Dr. Dr. Birger Kollmeier
Sprecher Exzellenzcluster Hearing4all

Das Gebäude

Kosten: ca. 15 Mio. Euro
Finanzierung: je zur Hälfte Bund und Land
Nutzfläche: 2.150 Quadratmeter u.a. 30 Labore, vier Seminarräume
Besonderheit: drei Großlabore

Lageplan: © OpenStreetMap-Mitwirkende / demo.famap.com
Gebädefotos: Daniel Schmidt

Forschungsbau WindLab



Das Hauptmotiv für meinen Wechsel von Stuttgart nach Oldenburg im Jahr 2010 war der Wunsch, die Windenergieforschung und -lehre in einer Verbindung von Ingenieurwissenschaften, Physik und Meteorologie weiter auszubauen und mit dem industriellen und wissenschaftlichen Umfeld im Nordwesten stärker zu vernetzen. Relativ schnell waren mit den Kolleginnen und Kollegen von ForWind neue Forschungsansätze für die Beschreibung der Wechselwirkungen zwischen Windturbulenz und Windenergiesystemen auf sämtlichen relevanten Skalen gefunden. Es fehlten aber die Forschungsinfrastrukturen und ein gemeinsames „Haus“ für die über den Campus verstreuten Gruppen. Mit dem Forschungsbau „WindLab“ wird dies nun konsequent umgesetzt. Über 130 Forscherinnen und Forscher können nun gemeinsam am großen turbulenten Windkanal, dem Parallelrechencluster und den Freifeldlaboren



Prof. Dr. Martin Kühn
Wissenschaftlicher Sprecher ForWind

Das Gebäude

Kosten: ca. 20,5 Mio. Euro
Finanzierung: je zur Hälfte Bund und Land
Nutzfläche: 2.350 Quadratmeter u.a. 29 Labore, ein Seminarraum, zwei Besprechungsräume
Besonderheit: Windkanal mit 15 Meter offener und 30 Meter geschlossener Messstrecke



Experimentierhörsaal

Die Zahl der Studierenden hat sich an der Fakultät V Mathematik und Naturwissenschaften seit 2008 beinahe verdoppelt. Daher hat das Dekanat den Neubau eines Lehrgebäudes initiiert. Das Herzstück ist der Experimentierhörsaal mit 200 Plätzen – in dem Experimente durchgeführt und projiziert werden können. Es ist der ideale Weg, abstrakte Zusammenhänge zu veranschaulichen und Lernprozesse zu unterstützen. In einem Kursraum führen die Studierenden Bestimmungsübungen durch und untersuchen die Strukturen von Organismen. Der Raum bietet viel Platz zum Arbeiten und ist mit modernster Technik ausgestattet. Außerdem gibt es zwei Seminarräume im ersten Stock. Sie sind so eingerichtet, dass die Studierenden mit Schulklassen Lehr- und Lernformen ausprobieren und die Wirkung von neuen Elementen untersuchen können. Mit dem neuen Gebäude arbeiten wir weiter daran, dass die Verknüpfung von Forschung und Lehre gelingt, eine

sehr gute Lernumgebung zur Verfügung steht – und der Funke der Begeisterung für Naturwissenschaften und Mathematik überspringt.



Dr. Andrea Ruf
Studiendekanin Fakultät V

Das Gebäude

Kosten: ca. 5,5 Mio. Euro
Finanzierung: Eigenfinanzierung der Universität
Nutzfläche: 920 Quadratmeter u.a. ein Hörsaal, zwei Labore, zwei Seminarräume
Besonderheit: Vorbereitungsräume für chemische, biologische und medizinische Versuche



EMS-Erweiterungsbau

Eine Fakultät in einem Modulbau hört sich zunächst nicht sehr attraktiv und ein wenig provisorisch an. Aber wenn man das „Weiße Haus“ in Wechloy betritt, ist von der Stimmung eines „Containers“ nichts zu spüren. Das Ambiente ist sehr modern, stilvoll und angenehm. Ich nehme wahr, dass auch die Studierenden und Mitarbeiter sich in diesem Gebäude sehr wohl fühlen. Ich mag das Weiße Haus. Es steht in vielem für unser Projekt: Im Oktober wurden die Fundamente für die Erweiterung fertiggestellt und im Januar haben wir den Erweiterungsbau bezogen. Am Ende stand erstklassige Qualität. Die Bauweise ist ausgesprochen flexibel, schnell in der Fertigstellung und das Ergebnis ist hervorragend. So sollen unsere Fakultät und der Prozess, der zu ihrem Entstehen führt, auch sein. Insofern ist der Modulbau in Wechloy ein Sinnbild für die European Medical School,

die wir hier mit dem UMC Groningen an der Fakultät für Medizin und Gesundheitswissenschaften aufbauen.



Prof. Dr. Gregor Theilmeyer
Dekan Fakultät VI

Das Gebäude

(nur Anbau)
Kosten: 1,2 Mio. Euro
Finanzierung: Eigenfinanzierung der Universität
Nutzfläche: 390 Quadratmeter u.a. vier Seminarräume
Besonderheit: Doppelprojektion sowie variable Seminarräume (Trennwand)

Und in der Mensa wurde geraucht

Wie ist es, nach 40 Jahren an seine Alma Mater zurückzukehren? Zwei Gasthörer, die die Universität schon aus Gründungstagen kennen, teilen ihre Eindrücke von gestern und heute. Und manchmal fragen sie sich: Kommen wir aus einer zu kritischen Zeit?



In der Aula haben sie in Gründungstagen der Uni manch hitzige Studierendenversammlung erlebt: Sigrd Klusmann-Warmbrunn und Bernd Roeder sind inzwischen – beide im sechsten Semester – ein zweites Mal als Gasthörer eingeschrieben.
Foto: Daniel Schmidt

Socken stricken im Hörsaal, dabei die Vorlesung verfolgend. Wenn Sigrd Klusmann-Warmbrunn das bei Banknachbarinnen sieht – wie neu-lich in einer Biologie-Vorlesung – fühlt sich die Gasthörerin glatt zurückver-setzt in ihre eigene Studienzzeit Mitte der 1970er. Als sie sich das erste Mal an der Universität Oldenburg einschrieb, war diese gerade mal ein Jahr alt.

Bernd Roeder hatte damals gera-de seinen Abschluss in Oldenburg gemacht, nach dem Studium an der Pädagogischen Hochschule (PH) – bei Uni-Gründung steckte er schon im Prüfungssemester. Auch er ist als Gasthörer wieder eingeschrieben. „Stricken in der Vorlesung? Ist ja wit-zig“, entgegnet er seiner Kommilito-nin. „Stimmt, das war damals total angesagt – habe ich heutzutage an der Uni aber nicht mehr erlebt.“ Als typische Ablenkung dienten aktuellen Studierenden ja eher ihre Smartpho-nes. „Die legen viele als erstes auf den Tisch und beschäftigen sich mehr oder weniger öffentlich damit“, so Roeder. Vieles hat sich verändert. Nicht nur das allgegenwärtige virtuelle Rau-

schen sozialer Netzwerke und des In-ternets, das Klusmann-Warmbrunn ebenso auffällt. Auch der Bologna-Pro-zess hinterlasse im Studienalltag seine Spuren. „Viele stehen unter enormem Leistungsdruck, das Studium ist heu-te zu einem hohen Grad verschult“, sagt die 66-Jährige. „Teilweise fördert dies ein Bulimie-Lernen, bei dem man nicht fürs Leben, sondern nur für eine Klausur oder Prüfung lernt – und dann ist es weg.“

„Dozenten gehen mehr auf Wissensfragen ein“

Roeder teilt den Eindruck, dass bei der „Kreditpunkte-Jagd“ manchmal das Interesse an der Sache auf der Stre-cke bleibe. „Immerhin erledigen sich so Platzprobleme im Seminarraum gelegentlich von allein“, erzählt er. „Wer seine Punkte hat, kommt nicht mehr unbedingt regelmäßig.“

Früher habe er öfter mal mit einem Platz auf dem Boden Vorlieb nehmen müssen, erinnert sich Bernd Roeder. Und sie habe sich in ihrem damaligen Studium der Sonderpädagogik und

Biologie „mit den Diplomanden um die Laborplätze gekloppt“, so Klus-mann-Warmbrunn, ehe zusätzliche Räume im AVZ – später in Wechloy – die Raumnot milderten.

Die höhere Zielstrebigkeit heuti-ger Studierender imponiert beiden Gasthörenden, so habe es früher nach ihrem Eindruck deutlich mehr Lang-zeitstudierende „mit 30 Semestern auf dem Buckel“ gegeben. Zugleich haben aus ihrer Sicht politisches In-teresse und Einmischung abgenom-men. „Ich erlebe viele Studierende als weniger kritisch, mit geringem gesellschaftspolischem Wissen – als Teil des Mainstreams“, sagt Klus-mann-Warmbrunn.

„Da kann ich nicht widersprechen“, sagt ihr 65-jähriger Kommilitone. Zum Beispiel vermisse er manches Mal auch kritische Fragen an Dozenten. „Früher wurden die Lehrenden stärker hinterfragt“, und angesichts der Qua-lität einzelner Angebote hielte er dies auch heute gelegentlich für hilfreich, sagt Roeder. „Zum Teil ist es schon er-schreckend, wenn zum Beispiel ein Se-minar übers gesamte Semester nach

ein- und derselben Schablone abläuft“, so der Pädagoge.

„Früher wurde die Qualität stär-ker eingefordert“, bestätigt Klus-mann-Warmbrunn. Sie frage sich manchmal: „Kommen wir aus einer zu kritischen Zeit? Vielleicht mussten wir uns durchsetzen, auch politische Ziele formulieren – und die heutige Genera-tion braucht das schlicht nicht mehr?“ Andererseits begegne sie beispielswei-se in Veranstaltungen zur Postwachs-tumsökonomie „sehr vielen kritischen Geistern, das ist wohlthuend“.

Als positive Entwicklung in der Lehre bewertet sie, dass viele Dozen-ten auch auf Wissensfragen eingehen. „Früher gab es das in den Vorlesungen nicht, dass wir solche Fragen stellen konnnten.“ Ihr Kommilitone, der als Gasthörer überwiegend Seminare in Germanistik, Geschichte, Philosophie und Politik belegt, lobt beispielhaft eine Theologie-Vorlesung, in der die Professorin frei vor dem Podium refe-riert und die anschließende Diskussi-on moderiert habe.

Die Möglichkeit, heute ergänzende Lehrinhalte über Stud.IP abzurufen,

bewertet Roeder ebenfalls positiv. „Das war früher nicht möglich – eine gute Informationsquelle.“ Für ihn wie für Sigrd Klusmann-Warmbrunn eine wesentliche Neuerung bei der Rück-kehr auf den Campus. „Wenn man informiert bleiben will, über Raumän-derungen, Veranstaltungsangebote, ist es unverzichtbar“, sagt sie.

Neben den neuen „elektronischen Möglichkeiten“ und der Größe der Bi-bliothek fiel Bernd Roeder beim Neu-start als Gasthörer insbesondere die reichhaltige Auswahl in der Mensa auf. Beide haben einst noch im ehema-ligen PH-Trakt an der Ammerländer Heerstraße zu Mittag gegessen. „Ich erinnere mich noch an eine Mitarbei-terin des Studentenwerks, die frisch Pfannkuchen buk und auf Wunschei-nen Schuss Mineralwasser an den Teig gab“, sagt Klusmann-Warmbrunn. „Und es wurde in der Mensa noch ge-raucht“, ergänzt Roeder.

Als gebürtige Oldenburger haben beide das Ringen der Universität um ihre Identität und Namensgebung mitbekommen und bewerten die Entwicklung, die die Uni in ihrer gut 40-jährigen Geschichte genommen hat, insgesamt positiv. „Wenn ich lese, was hier alles an Forschung läuft, an internationalen Aktivitäten, diese Viel-falt – das ist schon klasse“, sagt Roeder.

Klusmann-Warmbrunn ist seit jeher stolz auf die Universität, wie sie sagt. Zwar habe sich der Geist der Anfangszeit ein wenig gelegt – „aber dass man immer wieder neue Wege geht, etwa mit der European Medical School, auch in der vielfältigen For-schung, bei Ausgründungen – dass spü-re ich schon und finde es eine ganz tolle Sache“ (das)

Seit mehr als 30 Jahren öffnet die Universität Veranstaltungen für Gasthörende, mittler-weile um die 500 pro Semester. Die Orga-nisation liegt beim Center für lebenslanges Lernen (C3L) – vom Zusammenstellen des Programms, der Einschreibung und inhaltli-chen Beratung bis zur Begleitung während eines Gasthörstudiums.

➤ www.gasthoerstudium.uni-oldenburg.de

An der Schwelle zum Berufswunsch

Sie gehört zu den ersten, die an der Universität ein Freiwilliges Wissenschaftliches Jahr absolvieren: Marie Süykers arbeitet an der Universitätsklinik für Urologie am Klinikum Oldenburg mit – und lernt ein anspruchsvolles medizinisches Projekt kennen



Marie Süykers überbrückt mit dem FWJ die Zeit zwischen Ausbildung und Studium.

Foto: Markus Hibbeler

Eine Operation live mitzuverfolgen – das hatte Marie Süykers schon immer interessiert. „Dass sich mir diese Gelegenheit gleich am zweiten Tag meines Freiwilligen Wissenschaftlichen Jahres an der Universität Oldenburg bietet, damit hätte ich nie gerechnet“, sagt die 21-Jährige.

Süykers arbeitet an der Universitätsklinik für Urologie am Klinikum Oldenburg mit – unter Aufsicht von Klinikdirektor Dr. Friedrich Wawroschek und Oberarzt Dr. Alexander

Winter. Das Projekt, das sie begleiten darf: Ein neues Verfahren zur zielgerichteten Lymphknoten-Entfernung und molekularen Diagnostik bei Prostatakrebs.

Das Projekt hat sie sich selbst ausgesucht. „Ich interessiere mich sehr für die molekulare Biologie. Und in diesem Forschungsprojekt kann ich neue molekularbiologische Aspekte kennenlernen“, sagt sie. Süykers ist ausgebildete Chemielaborantin. Für das Freiwillige Wissenschaftliche Jahr

hat sie sich entschieden, um die Zeit zwischen Ausbildung und Studium zu überbrücken. Denn Ziel des seit 2011 in Niedersachsen laufenden Freiwilligendienstes ist es, jungen Menschen möglichst tiefe Einblicke in Wissenschaft und Forschung zu vermitteln. Zusätzlich besuchen die Teilnehmer Seminare, die sie beruflich und persönlich weiterbilden.

Die Universität Oldenburg ist erst die zweite Universität in Niedersachsen, die ein Freiwilliges Wissenschaft-

liches Jahr, kurz: FWJ, anbietet. „Ich hatte gehört, dass die Medizinische Hochschule in Hannover so etwas macht“, berichtet Süykers. Sie habe sich gewünscht, dass es solch eine Möglichkeit auch in Oldenburg gebe. Und plötzlich las sie in der Zeitung, dass die Universität Oldenburg ein FWJ anbiete. „Für mich stand sofort fest: Ich muss mich bewerben!“

Vier FWJler gibt es aktuell an der Universität. Karine von Bochmann kennt sie alle. Die Dekanatssekretärin der Medizinischen Fakultät koordiniert deren Einsätze und hilft bei der Organisation der Praktika: „Mir ist es wichtig, dass die Teilnehmer in ihrem FWJ sich selbst und ihre Interessen besser kennenlernen“, sagt von Bochmann. „Ich finde es toll, dass sie die Möglichkeit haben, einen Beruf auszutesten und zu sehen, ob dieser so ist, wie sie ihn sich vorgestellt haben.“

Süykers ist seit zwei Monaten FWJlerin. Den Alltag im Krankenhaus empfinde sie immer noch als spannend und abwechslungsreich, sagt sie. „Ich kann mir mittlerweile durchaus vorstellen, Medizin zu studieren.“ Dabei lege sie das FWJ allen ans Herz, nicht nur denjenigen, die später einmal eine Karriere als Mediziner planen. „Jeden Tag habe ich neue Aufgaben und lerne unglaublich viel dazu. Das Jahr ist ideal für alle, die sich

Herausforderungen stellen wollen.“

Bislang bietet an der Universität Oldenburg die Medizinische Fakultät Projekte im FWJ an. Das könnte sich aber bald ändern, so von Bochmann. „Wir arbeiten daran, auch andere Forschungsbereiche in das Projekt einzubeziehen.“ Prinzipiell könne es in allen Bereichen der Forschung einen Freiwilligendienst geben.

Im Herbst kommt der zweite Jahrgang der FWJler an die Universität. Süykers hat dann etwa die Hälfte ihres Jahres hinter sich. „Ich bin gespannt, welche Erfahrungen ich in der Zeit noch machen werde“, sagt sie. „Am meisten freue ich mich zu sehen, wie sich das Forschungsprojekt weiterentwickelt. Es macht mich auch ein bisschen stolz, dass ich an dessen Erfolg mitarbeiten darf.“ (dr)

➤ www.uni-oldenburg.de/fwj/

FWJ an der Universität Oldenburg
Informationen und Kontakt:



Personalien

Einstellungen

im Wissenschaftsbereich

Jad Asswad **Informatik**
Katharina Bachmann **Humanmedizin**
Rima Chahine **Geschichte**
Anna Leonie Diers **Sonderpädagogik**
Oliver Ferdinand **ICBM**
Maartje Hendrikse **Medizinische Physik & Akustik**
Vera Kirchner **Wirtschafts- und Rechtswissenschaften**
Fabian Kleist-Retzow **Informatik**
Jinbao Liao **ICBM**
Josef Meekes **Psychologie**
Jutta Meyners **Humanmedizin**
Patricia Razquin Navas **Neurowissenschaften**
Thanh Tien Nguyen **Neurowissenschaften**
Marion Pohlner **ICBM**
Binita Shrestha **Physik**
Janina Thiem **Referat Studium & Lehre**

Einstellungen

im Dienstleistungsbereich

Sebastian Drees **Dezernat 2**
Martin Eisenheim **Dezernat 4**
Susanne Fleischmann **Referat Forschung & Transfer**
Hebke Hinz **Neurowissenschaften**
Christine Hoffmann **Bot. Garten**
John Hoffmann **Dezernat 3**
Frank Kleefeld **Dezernat 4**
Ute Kuhlmann **IBU**
Ineke Kuper **Neurowissenschaften**
Hilke Lueken **FK VI Geschäftsstelle**
Daniela Meißner **Biologie u. Umweltwissenschaften**
Matthias Schröder **ICBM**
Tim Thülen **Dezernat 4**

FSJ/FÖJ

Paul Mammen **Humanmedizin**
Julia Reichel **Humanmedizin**
Marie-Christin Süykers **Humanmedizin**

25. Dienstjubiläum

Nele Bettine Nelle **Musik**
Andreas Wójak **Präsidium**

RUF



Prof. Dr. Mathias Wickleder, bisher Hochschullehrer für Anorganische Chemie an der Universität Oldenburg, ist zum 1. April dem Ruf an die Universität Gießen gefolgt. Wickleder, der seit 2002 an der Universität Oldenburg lehrte und forschte, studierte Chemie an der Universität Hannover. Nach der Promotion ging er 1994 für zwei Jahre als Post-Doktorand an die Universität Bern (Schweiz). Anschließend war er an der Universität Köln tätig, wo er sich im Jahr 2000 habilitierte. Von 2009 bis 2010 war der Chemiker Vizepräsident für Studium und Lehre der Universität Oldenburg. Wickleder ist im Vorstand der Fachgruppe „Festkörperchemie und Materialforschung“ der Gesellschaft Deutscher Chemiker (GDCh) und war Vorsitzender des Ortsverbands Oldenburg der GDCh. Sein Forschungsschwerpunkt ist die Anorganische Festkörper- und Koordinationschemie.

NEUE FUNKTION

Dr. Thorsten Brinkhoff, Privatdozent am Institut für Chemie und Biologie des Meeres, wurde die Befugnis verliehen, den Titel „apl. Prof.“ zu führen.

Dr. Karin Dedek, Privatdozentin am Department für Neurowissenschaften, wurde die Befugnis verliehen, den Titel „apl. Prof.“ zu führen.



Prof. Dr. Martin Butler, seit 2010 Hochschullehrer für Amerikanistik, ist erneut zum Direktor des Instituts für Anglistik und Amerikanistik gewählt worden. Sein Stellvertreter ist Prof. Dr. Ronald Geluykens, Hochschullehrer für Englische Sprachwissenschaft.



Prof. Dr. Yvonne Ehrenspeck-Kolasa, seit 2006 Hochschullehrerin für Allgemeine Pädagogik, ist zur Direktorin des Instituts für Pädagogik gewählt worden. Ihre Stellvertreterin ist die Pädagogin Prof. Dr. Anke Spies.



Prof. Dr. Ralf Grüttemeier, seit 1997 Hochschullehrer für Niederländische Literaturwissenschaft, wurde zum Direktor des Instituts für Niederlandistik gewählt. Als Stellvertreterin wurde Prof. Dr. Esther Ruigendijk (Niederländische Sprachwissenschaft) bestätigt.



Prof. Dr. Clemens Hillenbrand, seit 2009 Hochschullehrer für Pädagogik und Didaktik bei Beeinträchtigung des Lernens, ist zum Direktor des Instituts für Sonder- und Rehabilitationspädagogik gewählt worden. Seine Stellvertreterin ist die Rehabilitationspädagogin Prof. Dr. Gisela C. Schulze.



Prof. Dr. Thorsten Klüner, seit 2004 Hochschullehrer für Theoretische Chemie, ist zum Direktor des Instituts für Chemie gewählt worden. Als sein Stellvertreter wurde Prof. Dr. Thomas Müller (Anorganische Chemie) bestätigt.



Prof. Dr. Gunter Kreutz, seit 2008 Hochschullehrer für „Systematische Musikwissenschaft“, ist zum Direktor des Instituts für Musik gewählt worden. Als Stellvertreterin wurde Prof. Dr. Susanne Binas-Preisendorfer, Hochschullehrerin für Musik und Medien, bestätigt.



Prof. Dr. Barbara Paul, seit 2008 Hochschullehrerin für Kunstgeschichte, ist erneut zur Direktorin des Instituts für Kunst und visuelle Kultur gewählt worden. Sie hatte dieses Amt bereits von 2009 bis 2011 inne. Ihre Stellvertreterin ist Dr. Kerstin Brandes.



Prof. Dr. Jörg Peters, seit 2007 Hochschullehrer für Germanistische Sprachwissenschaft sowie Niederdeutsch und Saterfriesisch, ist zum Direktor des Instituts für Germanistik gewählt worden. Sein Stellvertreter ist der Mediävist Prof. Dr. Albrecht Hausmann.



Anno Stockem ist neuer Geschäftsführer des Centers für lebenslanges Lernen (C3L). Bevor Stockem nach Oldenburg kam, verantwortete er den Bereich Marketing und Kommunikation der AKAD-Bildungsgruppe und war Geschäftsführer des AKAD-Kollegs für Erwachsenenbildung GmbH. Nach dem Studium der Betriebswirtschaftslehre in Köln und London war Stockem zunächst als Assistent der Geschäftsleitung und Referent für Marktforschung beim Ernst Klett Verlag in Stuttgart tätig. Anschließend spezialisierte er sich auf die Erwachsenen- und Weiterbildung: Sechs Jahre leitete er das Produktmanagement der Axel Andersson Akademie/Hamburger Akademie für Fernstudien (HAF). 2005 wurde er deren Geschäftsführer. Bis zu seinem Wechsel 2012 zur AKAD-Bildungsgruppe war Stockem für den Ausbau und später die Restrukturierung der HAF verantwortlich.

EHRE



Roberto Reale, seit 2010 Musikwissenschaftler am Institut für Musik, ist eine besondere Ehre zuteil geworden: Sein Kindermusical „Der Melodieexpress“, ein Auftragswerk der Deutschen Staatsphilharmonie Rheinland-Pfalz, ist musikwissenschaftlich analysiert und gedeutet worden. Die Oldenburger Musikwissenschaftlerin PD Dr. Kadja Grönke hat ihre Untersuchung im dritten Band der Erich Kästner-Studien „Kästner im Spiegel – Beiträge der Forschung zum 40. Todestag“ veröffentlicht. Reale selbst beschreibt darin die Entstehung und Einstudierung seines Werks, das auf Motiven von Erich Kästner basiert. Die Autoren wollen durch den Aufsatz Musikpraxis und Musikwissenschaft verzahnen und eine Anleitung zur Inszenierung von Reales Komposition geben. Die Uraufführung des Musicals fand 2010 in Ludwigshafen statt.

IMPRESSUM

Ausgabe: Mai/Juni 2015

Herausgeber:
Presse & Kommunikation,
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
2611 Oldenburg,
Tel.: (0441) 798-5446, Fax: -5545,
www.presse.uni-oldenburg.de/uni-info
presse@uni-oldenburg.de
ISSN 0943-4399

Redaktionsleitung:
Dr. Corinna Dahm-Brey (cdb),
Matthias Echterhagen (me)

Redaktion:
Tobias Kolb (tk), Deike Stolz (ds),
Daniela Relle (Volontärin, dr)

Layout & Infografik: Inka Schwarze

Erscheinungsweise: sechs Mal im Jahr

Nächste Ausgabe: Juli 2015

Redaktionsschluss: 10. Juni 2015

Druck- und Anzeigenverwaltung:
Officina Druck- und Medienservice
info@officina.de

Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion, sondern die persönliche Meinung der Verfasser wieder. Frauen und Männer sollen sich von dieser Publikation gleichermaßen angesprochen fühlen. Nur zur besseren Lesbarkeit beschränken wir geschlechterspezifische Formulierungen häufig auf die maskuline Form. Gedruckt auf 100% recyceltem Papier aus 100% Altpapier, ausgezeichnet mit dem blauen Umweltengel und EU Ecolabel.



Frühlingserwachen ...
ist auf dem Campus allerorten zu spüren und damit jede Menge grüne Energie - wie hier am Uhlhornsweg, Campus Haarentor.

Vor 40 Jahren:
Das schrieb UNI-INFO
**Namensgebung
vor dem Landtag**

Der Rektor der Universität Oldenburg hat es abgelehnt, in Übereinstimmung mit dem Wissenschaftsministerium die Schriftzeichen Carl-von-Ossietzky-Universität am AVZ entfernen zu lassen. Damit reagierte Professor Krüger auf eine entsprechende Erklärung von Wissenschaftsminister Grolle vor dem Landtag. Dort hatte sich Grolle dafür ausgesprochen, daß die Buchstaben entfernt werden. Eine entsprechende Eingabe war zuvor - unterstützt von der CDU-Fraktion - von den Oldenburger Bürgervereinen eingebracht worden, mit der Begründung, daß es bei der Ablehnung weniger um den Namen, als vielmehr darum gehe, wie weit Eigenmächtigkeiten der Universität gegen den Willen der Landesregierung und den der Oldenburger Bevölkerung geduldet werden könnten. Die Universität Oldenburg gab dazu folgende Erklärung ab:

„Die Universität Oldenburg teilt die in der Erklärung der Landesregierung bekräftigte Rechtsposition, daß eine Namensgebung für die Universität Oldenburg ein Einvernehmen zwischen Universität und Landesregierung voraussetzt. Um dieses Einvernehmen bemüht sich die Universität weiterhin.

In dem von einer Hochschulgruppe an einem Universitätsgebäude angebrachten Namenszug ‚Carl-von-Ossietzky-Universität‘ sieht die Universität nicht die offizielle Führung des Namens, vielmehr ist er ein demonstrativer Ausdruck des einmütigen Willens der Hochschulangehörigen, der Universität diesen Namen zu geben. Eine solche Meinungsäußerung stellt keine Rechtsverletzung dar. Die konkrete Form der Meinungsäußerung als Störung oder gar Sachbeschädigung aufzufassen, wie es verschiedentlich in der Öffentlichkeit geäußert worden ist, läßt jedes Maß für die Verhältnismäßigkeit der Mittel offensichtlich vermissen.

Zu dem an einen Schildbürgerstreich erinnernden Versuch, den Namenszug durch eine Eingabe an den Landtag entfernen zu lassen, wird die Universität ihr Einverständnis nicht geben.“ (...)

UNI-INFO vom 20. Mai 1975

„Totale Überlebenskünstler“

Sukkulenten, Johanniskraut und Pfefferminze: Ines Albers arbeitet seit 15 Jahren als Reviergärtnerin im Botanischen Garten



Aus der Reihe
„Arbeitsplatz Universität“

„Mutter Natur bringt mich immer wieder zum Staunen“: Ines Albers im Sukkulentenhaus.

Foto: Daniel Schmidt

Wasser, Licht, Temperatur – das ist das kleine Einmaleins des Gärtners. Zu Arbeitsbeginn überprüfe ich die drei Faktoren. Das ist der Grundstock meiner Arbeit. Was nützt die beste Arbeit als Gärtnerin, wenn meine Pflanzen nicht ausreichend Wasser, Licht oder auch Dünger haben, wenn die Temperatur im Gewächshaus nicht stimmt?
Seit 30 Jahren arbeite ich als Gärtnerin an der Universität. Zuerst war ich auf dem Campus Wechloy tätig, seit 15 Jahren bin ich Reviergärtnerin im Botanischen Garten. Das heißt, ich bin für bestimmte Bereiche des Gartens zuständig. Meine Hauptreviere sind das Sukkulentenhaus, der Arzneigarten und das Historische Beet.
1999 habe ich mein erstes Revier bekommen: die Sukkulenten. Der Botanische Garten hat etwa 150 Arten in einem speziellen Gewächshaus. Die bekanntesten Vertreter sind die Kakteen. Anfangs konnte ich den Suk-

kulenten nicht viel abgewinnen. Sie waren mir einfach zu spisselig. Auch heute noch merke ich die Stacheln, wenn ich beim Unkrautjäten unachtsam bin.
Mittlerweile faszinieren mich die Sukkulenten. Es begeistert mich immer wieder, wie wenig Wasser sie brauchen. Sie sind totale Überlebenskünstler. Die meisten Sukkulenten kommen nur auf der südlichen Welt halbkugel vor. Sie haben einen ganz anderen Jahresrhythmus. Ist bei uns Winter, fangen sie an zu blühen. Das sind die Momente, in denen mich Mutter Natur immer wieder zum Staunen bringt.
Im Arzneigarten und in den Historischen Beeten sind zudem mehr als 400 Pflanzen vertreten, die unter meiner Obhut stehen: Von der Kamille über Pfefferminze bis hin zum Olivenbaum.
Ich kann nicht sagen, dass ich eine Lieblingspflanze habe. Allerdings fasziniert mich das Johanniskraut. Es ist

so vielseitig einsetzbar – in der Medizin, in der Homöopathie und es spielt auch im Volksglauben eine zentrale Rolle.
Neben Wochenenddienst und Notfalldienst gehört es auch zu meinen Aufgaben, dass ich Führungen durch meine Reviere gebe. Momentan erarbeite ich eine zum Thema „Cites“, also über Einfuhrbestimmungen von Pflanzen nach dem Washingtoner Artenschutzabkommen. Ich mag es, wenn ich mit unseren Besuchern in Kontakt komme und über die Pflanzen informieren darf.
Einmal im Jahr führen wir auch eine Bestandsaufnahme durch und archivieren sozusagen unsere Pflanzen. Das sind die Momente, wo mir immer wieder vor Augen geführt wird, wie vielfältig unsere Arbeit ist. Arbeiten andere Gärtner oftmals nur mit Monokulturen, so haben wir hier im Botanischen Garten einfach eine unglaubliche Vielfalt an Pflanzen.
Aufgeschrieben von Tobias Kolb

KURZ GEMELDET

Campus Clip Contest:
„Der Campus lebt“



Die Universität veranstaltet zum dritten Mal den Campus Clip Contest – organisiert von der Stabsstelle Presse & Kommunikation. Das Motto in diesem Jahr lautet „Der Campus lebt“. Oldenburger Studierende können ihre Ideen dazu in einem zweiminütigen Video festhalten und Preise im Wert von insgesamt 2.000 Euro gewinnen. Technisch ist alles erlaubt. Ob mit Handy, Digicam oder Kamera gefilmt, ob animiert oder gezeichnet: Der Kreativität sind keine Grenzen gesetzt. Am Ende wählt eine Jury die drei besten Videos aus. Neu in diesem Jahr: Facebook-Nutzer können ebenfalls Teil der Jury sein – ein Publikumspreis geht an das Video mit den meisten Facebook-Likes. Teilnahmechluss für die Einsendung der Videos ist Ende August.

➔ www.uni-oldenburg.de/ccc

**Internationales Sommerfest:
Bühnenprogramm und Speisen**
Mit Ständen internationaler Studierender sowie einem abwechslungsreichen Bühnenprogramm feiert die Universität am Donnerstag, 25. Juni, wieder ihr „Internationales Sommerfest“ auf dem Mensavorplatz. Zwischen 16.00 und 21.30 Uhr bietet sich die Gelegenheit, vielfältige Speisen zu kosten und über Land und Leute ins Gespräch zu kommen. Veranstalter sind das Präsidium, das International Student Office (ISO), die ESG, die KHG, das Fachschaften-Referat im AstA sowie die Uni-Lotsen. Wer sich mit einem Stand beteiligen möchte, kann sich noch bis zum 10. Juni online beim ISO anmelden; Bands, Musik- oder Tanzgruppen bewerben sich um eine Teilnahme am Bühnenprogramm ebenfalls unter

➔ www.uni-oldenburg.de/iso/aktuell/sommerfest

**Kompakte Infos für
Studieninteressierte**
Einblicke in das Studienangebot der Universität Oldenburg gewährt auch in diesem Jahr wieder der Hochschulinformationstag der Zentralen Studienberatung. Interessierte können sich über Fachinhalte und Studienstrukturen informieren, mit Studierenden ins Gespräch kommen und Campusluft schnuppern. Auf einer Infobörse mit zahlreichen Ständen und Sonderveranstaltungen erhalten Besucher Antworten auf die Fragen nach Studienfächern, Bewerbungsverfahren, Zugangsvoraussetzungen, Auslandsaufenthalten, Studienfinanzierung und studentischem Wohnen. Das detaillierte Programm findet sich unter

➔ www.uni-oldenburg.de/studium/hochschul-informationstag